

Alexis de Tocqueville – Schwächen der Demokratie

Politikwissenschaft / 2011

Robin Rühling, M.A.

Friedrich-Schiller-Universität Jena · Historische Studienarbeit

Überarbeitete Archivfassung: neutrales Deckblatt, private Kontaktdaten entfernt.

Entstehungsstand der Arbeit; keine Aktualisierung der damaligen Literatur und Aussagen.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Alexis de Tocqueville	2
3. Die Qualität des Regierens	6
3.1 Uneffektive Führungsauslese	6
3.2 Hohe öffentliche Ausgaben	9
3.3 Bestechlichkeit der Regierungen	11
4. Beeinträchtigungen in der Gesetzgebung	12
5. Eine außenpolitische Schwäche	15
6. Die Tyrannei der Mehrheit	18
7. Fazit	21
Literaturverzeichnis	23

1. Einleitung

„Ich gestehe, in Amerika habe ich mehr als Amerika gesehen; ich habe dort ein Bild der Demokratie selbst, ihres Strebens, ihres Wesens, ihrer Vorurteile, ihrer Leidenschaften gesucht; ich wollte sie kennenlernen, und sei es auch bloß, um zu erfahren, was wir von ihr zu erhoffen oder zu befürchten haben.“¹

Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts avancierte die liberale Demokratie zur konkurrenzlosen Verfassungsform der Gegenwart. Herausforderungen und Krisen vielfältigster Art haben jedoch allzu hohe Erwartungen an die Demokratie gedämpft. Inzwischen ist der Optimismus somit einer vorsichtigen Nüchternheit gewichen. Doch dies sollte nicht überraschen, denn bereits im 19. Jahrhundert hat ein Autor mit einer schonungslosen Beschreibung der Demokratie den Zeitgeist vorweggenommen. Die Rede ist von Alexis de Tocqueville.² Das anfängliche Zitat von Alexis de Tocqueville lässt dabei sehr deutlich erkennen, dass seine Betrachtung weit mehr als eine reine Landesstudie war, sondern vielmehr eine umfangreiche Untersuchung der Demokratie und derer möglichen Konsequenzen. Der Demokratie-Begriff von Tocqueville orientiert sich dabei aber stets an der Wirklichkeit. Mit Demokratie meint er einmal den Gesellschaftszustand, der durch die Gleichheit der Bedingungen gekennzeichnet ist, zum anderen aber auch die Regierungsform. Die Bestimmung der Staatsform hat bei Tocqueville einen besonders hohen Stellenwert und steht eindeutig in der Tradition des Aristoteles.³ Trotz seines genuinen Verständnisses von Freiheit und Demokratie, erkennt Tocqueville aber auch Schwächen, die eine Gefahr für die Freiheit in der Demokratie darstellen. Aber welche Art von Schwächen sind dies und wie begründet er diese Erkenntnisse? Dies ist der zentrale Leitgedanke, der dieser Arbeit zu Grunde liegt.

Zum Zwecke dieser Analyse ist es notwendig, vorab das Augenmerk auf die Person Alexis de Tocqueville zu richten, um ein Verständnis für sein Denken zu entwickeln und um zu beleuchten, welche Geschehnisse seiner Zeit ihn prägten und veranlassten, eine solch umfangreiche Untersuchung einer

¹ Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, in: Geiss, Imanuel (Hrsg.), Tocqueville und das Zeitalter der Revolution, München 1972, S. 42.

² Vgl. Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver, Alexis de Tocqueville, Frankfurt a. M. 2005, S. 9.

³ Vgl. Dittgen, Herbert, Politik zwischen Freiheit und Despotismus. Alexis de Tocqueville und Karl Marx, München 1986, S. 134.

Demokratie durchzuführen. In den anschließenden Kapiteln werden sodann die direkten Erkenntnisse über die Schwächen der Demokratie den Inhalt bilden. Zu diesem Zwecke wird die Qualität des Regierens, die Gesetzgebung und die Außenpolitik aus der Sichtweise Tocquevilles näher betrachtet und dessen Erkenntnisse analysiert. Eine mögliche neue Form des Despotismus, wie ihn Tocqueville der Demokratie attestiert, wird dann im letzten Kapitel den Untersuchungsgegenstand darstellen und als weitere Schwäche der Demokratie genauer ergründet.

2. Alexis de Tocqueville

Alexis de Tocqueville (1805-1859) wurde in Paris geboren und stammte aus einem alten normannischen Adelsgeschlecht. Von bedeutendem Einfluss auf das Denken Tocquevilles war das Leben seines Großvaters mütterlicherseits (*Lamignon de Malesherbes*). So war dieser erst aufgeklärter Kritiker der absoluten Monarchie, dann Verteidiger Ludwig des XVI. vor dem Revolutionstribunal. Die damit einhergehende charaktvolle Doppelrolle des Urgroßvaters stand Tocqueville stets als Beispiel vor Augen.⁴ Von dieser alten aristokratischen Tradition ist er somit geprägt, auch wenn er selbst stets seine Distanz zur Aristokratie betonte.⁵ Laut *Antoine Redier*, der sich eingehend mit der Familiengeschichte der *Clérel de Tocqueville* beschäftigte, lassen sich vor allem zwei zentrale Tendenzen der Familiengesinnung ausmachen, die Einfluss auf die Entwicklung Tocquevilles hatten – einmal eine tiefe katholische Christlichkeit, zum anderen eine stolze und würdige Adelshaltung.⁶ Im Jugendalter verlor Alexis den strengen katholischen Glauben seiner Ahnen. Nur das cartesianische Gottesbewusstsein war ihm geblieben. So heißt es in einem Fragment seiner früheren Papiere: „*Es gibt keine absolute Wahrheit*“. Mit dieser Aussage betonte Tocqueville bereits in seiner frühen Phase die tiefe

⁴ Vgl. Geis, Immanuel, Alexis de Tocqueville – Leben und Werk, in: Ders. (Hrsg.), Tocqueville und das Zeitalter der Revolution, München 1972, S. 18.

⁵ Vgl. Dittgen, Herbert, Politik zwischen Freiheit und Despotismus. Alexis de Tocqueville und Karl Marx, München 1986, S. 18.

⁶ Vgl. Mayer, Jacob Peter, Alexis de Tocqueville. Analytiker des Massenzeitalters, 3., veränd. und erw. Aufl., München 1972, S. 5.

Neigung zum kritischen Selbstdenken.⁷ In den folgenden Jahren distanzierte er sich zusehends von den sozialen Gewohnheiten und politischen Ansichten seiner Klasse. So lehnte er es ab, seine Titel zu führen, und realisierte eine durch eigene Leistung getragene aristokratische Lebensform als politischer Schriftsteller und Politiker.⁸ Nach dem Abschluss des Studiums der Rechte unternahm Tocqueville eine Studienreise nach Italien und Sizilien. Auf der Reise misst er Frankreich an der Erfahrung des fremden Beispiels und erkennt auf diese Weise den Wert des eigenen Vaterlandes. Die dabei entstandenen umfangreichen tagebuchartigen Aufzeichnungen lassen bereits die Methode des reifen Tocqueville erkennen. So erhebt er sich vom Faktum zur ursächlichen Erklärung, von der kausalen Analyse abstrahiert er die Norm des zweckmäßigen politischen Handelns.⁹

Im Jahre 1827 wurde er Untersuchungsrichter in Versailles. Ein biographisch nicht unwesentliches Detail, da diese Anstellung als Jurist ihm eine spätere Reise nach Amerika ermöglichte.¹⁰ Ab dem Jahre 1839 folgte eine Phase in der politischen Praxis. So erhielt er in diesem Jahr ein Abgeordnetenmandat und wurde während der 1848er Revolution, die ein modernes und allgemeines Wahlrecht durchsetzte, Mitglied der konstituierten Versammlung. Im Jahre 1851 folgte die Ernennung zum Außenminister.¹¹ Seine politische Karriere endete jedoch abrupt mit dem Staatsstreich Bonapartes vom 2. Dezember 1851. Nach einer vorübergehenden Verhaftung und von den politischen Ereignissen enttäuscht zog sich Tocqueville ins Privatleben zurück und bekannte von sich selbst: *„Ich bin als Denker mehr wert denn als Täter“*.¹² In der Folge schrieb er historische Studien über das Ancien Régime vor 1789. Sein Interesse bestand an den Wirkungen der französischen Revolution und der Frage, warum sich der revolutionär-egalitäre Geist in Frankreich halten und eine stabile liberale Ordnung verhindern konnte. Das Ergebnis war das im Jahre 1856 erschienene

⁷ Vgl. ebd., S. 7f.

⁸ Vgl. Bluhm, Harald (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Kleine politische Schriften, Berlin 2006, S. 13f.

⁹ Vgl. Mayer, Jacob Peter, Alexis de Tocqueville. Analytiker des Massenzeitalters, 3., veränd. und erw. Aufl., München 1972, S. 8-10.

¹⁰ Vgl. Geis, Immanuel, Alexis de Tocqueville – Leben und Werk, in: Ders. (Hrsg.), Tocqueville und das Zeitalter der Revolution, München 1972, S. 18.

¹¹ Vgl. Bluhm, Harald (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Kleine politische Schriften, Berlin 2006, S. 15.

¹² Vgl. Geis, Immanuel, Alexis de Tocqueville – Leben und Werk, in: Ders. (Hrsg.), Tocqueville und das Zeitalter der Revolution, München 1972, S. 20f.

desillusionierte Werk *L'Ancien Régime et la Révolution*.¹³ Tocquevilles Denken sowie seine wissenschaftliche und politische Arbeit standen aber stets im Kontext der Französischen Revolution von 1789. Seine Schriften kreisten unmittelbar oder mittelbar um deren Ursachen und Folgen. So hielt er an ihrem großartigen Anfang fest, kritisierte jedoch ihre Radikalisierung und das Ausbleiben einer stabilen und liberalen Ordnung.¹⁴

Dennoch lässt sich das Denken Tocquevilles nicht als aus einem Guss stammend bezeichnen. So variiert seine politische Position in vier Phasen. Bis Mitte der 1830er Jahre ist er ein skeptischer Bewunderer der amerikanischen Demokratie. Ab 1840 folgt eine Phase des wachsenden Pessimismus und der Distanz zu den liberalen *Doctrinaires*. Dabei betrachtet er das Schicksal der Demokratie und der Freiheit in Frankreich mit zunehmender Sorge. Die dritte Phase des politischen Denkens gewinnt während der 1848er Revolution Konturen. Tocqueville versucht während dieser Phase, dem Geist der Revolution und der drohenden sozialen Umwälzung mittels einer liberalen Ordnung zu begegnen. Die letzte Phase der politischen Position Tocquevilles beginnt mit dem Rückzug aus der praktischen Politik. Dabei richtet er einen kritischen Blick auf die Gegenwart seiner Zeit und fühlt sich als Bürger eines rein „geistigen Vaterlandes“, während ihn der zeitgenössische Bonapartismus abschreckt.¹⁵

Eine indirekt bedeutsame Wirkung, insbesondere im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit, hatte jedoch die Zeit der Julimonarchie (1830-1848). Alexis de Tocqueville empfand die Epoche der Julimonarchie als eine Zeit der Mittelmäßigkeit, geprägt von den Vertretern des Bürgertums, ohne Prinzipien, als Inbegriff kleinlicher Interessenrangeleien, mit verbreiteter Korruption und geringer Reformfreudigkeit.¹⁶ Um dem Geist dieser Mittelmäßigkeit zu entfliehen und angesichts der Aussichtslosigkeit, im politischen Leben Frankreichs mitwirken zu können, unternahm Tocqueville im Jahre 1831 die bereits erwähnte Reise nach Amerika.¹⁷ Als Vorwand zu

¹³ Vgl. Bluhm, Harald (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Kleine politische Schriften, Berlin 2006, S. 16.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 13.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 16f.

¹⁶ Vgl. Haupt, Heinz-Gerhard/ Hinrichs, Ernst (Hrsg.), Geschichte Frankreichs, Stuttgart 2002, S. 246f.

¹⁷ Vgl. Dittgen, Herbert, Politik zwischen Freiheit und Despotismus. Alexis de Tocqueville und Karl Marx, München 1986, S. 21.

dieser Reise diene das Bekanntwerden von Reformen des amerikanischen Gefängniswesens. So war Tocqueville offiziell, zusammen mit seinem Freund und Kollegen *Gustave de Beaumont*, im Auftrag des französischen Innenministeriums unterwegs, um das amerikanische Gefängniswesen zu untersuchen. Der junge Jurist erhoffte sich aber neben dem pflichtgemäßen Bericht über amerikanische Gefängnisse auch einen intellektuellen Gewinn. So kam er bereits zur Zeit der Julimonarchie zu der Erkenntnis, dass die Französische Revolution nicht abgeschlossen war, sondern nur den Auftakt zu einer globalen demokratischen Entwicklung bildete. Tocqueville sah in diesem Zusammenhang die Prinzipien und Konsequenzen der Demokratie am reinsten auf dem Boden der jungen USA vertreten und wollte sie folglich näher studieren, um in der Neuen Welt Aufschlüsse über die voraussichtliche Entwicklung der Alten Welt zu gewinnen.¹⁸

Das Ergebnis dieser Reise war schließlich Alexis de Tocquevilles Werk *De la Démocratie en Amérique* (Band 1 – 1835, Band 2 – 1840), das als die erste politikwissenschaftliche Studie der modernen Massendemokratie anzusehen ist und in umfassender theoretischer Analyse, teilweise im wissenschaftlichen Vergleich und unter Berücksichtigung der sozialen und historischen Rahmenbedingungen, die Vorzüge und Nachteile der jungen Demokratie in den USA untersucht.¹⁹ Das Werk zeichnete sich gegenüber den englischen Amerika-Studien seiner Zeit vor allem durch eine umfassendere und tiefdringendere Analyse aus, wobei es Tocqueville auch gelang, bestimmte Erscheinungen in ihrer Verknüpfung und gegenseitigen Bedingtheit darzustellen. Andere Reisende machten natürlich ähnliche Beobachtungen wie Tocqueville, doch während sie diese als verstreute Bemerkungen in ihren Berichten wiedergaben, nahm der Jurist aus Frankreich sie zum Ausgangspunkt für eine systematische Darstellung, in der er den komplementären Charakter seiner Grundvorstellungen aufzudecken versuchte.²⁰ Das Buch machte Alexis de Tocqueville bekannt und verschaffte ihm große Anerkennung. Es fand weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Anklang, da sich die Untersuchung eben

¹⁸ Vgl. Geis, Immanuel, Alexis de Tocqueville – Leben und Werk, in: Ders. (Hrsg.), *Tocqueville und das Zeitalter der Revolution*, München 1972, S. 18f.

¹⁹ Vgl. Frevel, Bernhard, *Demokratie. Entwicklung – Gestaltung – Problematisierung*, 2., überarb. Aufl., Wiesbaden 2009, S. 55.

²⁰ Vgl. Fabian, Bernhard, *Alexis de Tocquevilles Amerikabild. Genetische Untersuchungen über Zusammenhänge mit der zeitgenössischen, insbesondere der englischen Amerika-Interpretation* (= Beihefte zum Jahrbuch für Amerikastudien, H. 1), Heidelberg 1957, S. 31f.

nicht nur mit der Entwicklung der Demokratie beschäftigt, sondern auch mit deren internen Gefährdungen und Schwächen.

3. Die Qualität des Regierens

3.1 Uneffektive Führungsauslese

Der Begriff Regierung und die damit benannte Führung eines demokratischen Staates bezeichnet im engeren Sinne jene Institution, der in Abgrenzung von anderen öffentlichen Gewalten und politischen Funktionen das Regieren obliegt.²¹ Die Frage nach der Güte des Regierens kann in einer Demokratie durch unterschiedliche Faktoren bestimmt werden, jedoch niemals ohne Analyse ihrer demokratischen Führung. Eine bedeutende Schwäche der demokratischen Führung und der damit verbundenen Qualität des Regierens sieht Alexis de Tocqueville in ihrer Auslese. Der französische Jurist gibt an, dass hervorragende Persönlichkeiten nur selten zur Führung öffentlicher Angelegenheiten berufen werden und nur wenige von ihnen sich überhaupt um politische Ämter bewerben.²² Laut seiner Aussage hat sich der qualitative Bestand der amerikanischen Staatsmänner seit Mitte des 18. Jahrhunderts sogar außerordentlich verschlechtert. Für dieses Phänomen der uneffektiven Führungsauslese in einer Demokratie lassen sich, nach Tocqueville, mehrere Gründe anführen.²³

Die Bildung des Volkes über eine bestimmte Stufe emporzuheben ist unmöglich, denn die Grenze des geistigen Fortschritts wird auf natürliche Art und Weise durch die Notwendigkeit beschränkt, für die eigenen Lebensbedürfnisse sorgen zu müssen. Eine Gesellschaft, in der alle Menschen hochgebildet wären, lässt sich aber ebenso wenig ausdenken, wie ein Staat, der sich nur aus reichen Bürgern zusammensetzt. In der Folge vermindert sich die Fähigkeit des Beurteilens der Mittel – der Fähigkeiten und Möglichkeiten der

²¹ Vgl. Murswieck, Axel, Regierung, in: Nohlen, Dieter (Hrsg.), Wörterbuch: Staat und Politik (= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), 3., überarb. und akt. Aufl., Bonn 1998, S. 635.

²² Vgl. Schmidt, Manfred G., Demokratietheorien. Eine Einführung, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 119.

²³ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 226.

Staatsmänner – durch das Volk, trotz allem ehrlichen Streben.²⁴ Da das Volk eben einfach nicht über die notwendige Zeit und die notwendigen Mittel verfügt, sich dieser Aufgabe im entsprechenden Umfang zu widmen, behindert die mangelnde Qualifikation der Wähler die Auswahl guter Eliten.²⁵

Nach Tocquevilles Einschätzung fördern demokratische Einrichtungen zudem aber auch das Gefühl des Neides in hohem Maße. Das leidenschaftliche Verlangen nach Gleichheit, lässt dabei Überragendes als Hindernis der eigenen Wünsche erscheinen und treibt die unteren Klassen dazu, die Überlegenen von der Leitung der Geschäfte möglichst fernzuhalten.²⁶ Der Autor urteilt in diesem Sinne, für die Vereinigten Staaten im Speziellen, dass das Volk zwar keinen Hass gegen die oberen Gesellschaftsklassen hegt, aber nur geringes Wohlwollen empfindet und bemüht ist, diese sorgfältig von der Macht fernzuhalten.²⁷ So wie diese natürlichen Instinkte das Volk in der Demokratie aber dazu drängen, die bedeutenden Männer von der Macht fernzuhalten, so treibt die bedeutenden Männer wiederum ein nicht weniger starker Instinkt zur Abkehr von der politischen Laufbahn, wenn es sich für sie so schwierig gestaltet, die eigene Position beizubehalten und vorwärtszukommen, ohne sich herabzuwürdigen.²⁸ Die mangelnde Attraktivität der politischen Laufbahn und der im Gegenzug (mögliche) größere Nutzen der Führungstätigkeit in Gesellschaft und Wirtschaft fördern somit das Phänomen, dass sich hervorragende Persönlichkeiten gar nicht erst um politische Ämter bewerben, und bedingen dadurch eine entsprechend ineffektive Führungsauslese.²⁹

Tocqueville sieht zudem auch einen Zusammenhang zwischen Bildung und Sitte, die einen dauerhaften Einfluss auf die Neigungen des Volkes ausüben. So sieht er im geographischen Gefälle der Staaten Amerikas ein ebensolches Gefälle im Bezug auf die Qualität der Regierenden. Je weiter man in die Staaten des Südens vordringt, in denen die soziale Bindung jünger und weniger stark ist, die Bildung weniger verbreitet, und wo Grundsätze der Sittlichkeit, des Glaubens und der Freiheit weniger zusammenwirken, attestiert er, dass die

²⁴ Vgl. ebd., S. 226f.

²⁵ Vgl. Frevel, Bernhard, Demokratie. Entwicklung – Gestaltung – Problematisierung, 2., überarb. Aufl., Wiesbaden 2009, S. 56.

²⁶ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 227.

²⁷ Vgl. ebd., S. 228.

²⁸ Vgl. ebd.

²⁹ Vgl. Schmidt, Manfred G., Demokratietheorien. Eine Einführung, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 119.

Begabungen und Tugenden unter den Regierenden immer mehr abnehmen.³⁰ In der Folge sei auch das Repräsentantenhaus in Washington eine große Versammlung von einfachen und gewöhnlichen Menschen, ohne besonderen Bekanntheitsgrad, da diese Kandidaten direkt und unmittelbar vom Volk gewählt werden. Der Senatssaal hingegen, beinhaltet auf kleinem Raum einen großen Teil der Berühmtheiten Amerikas, da diese Wahl nach dem (zweistufigen) allgemeinen, mittelbaren Wahlrecht erfolgt.³¹

Auch die vielen Wahlen sieht Tocqueville in diesem Zusammenhang als problematisch. So präsentiert sich für ihn das allgemeine Wahlrecht, zur Gewährleistung einer guten Auslese, als völlige Täuschung.³² Denn die Wahlen bieten den Bürgern zwar einerseits mannigfache Teilhabechancen, aber andererseits setzen sie die Gesellschaft in einen Zustand der fieberhaften Erregung. Dieser Zustand erschwert jedoch den Interessenausgleich und gutes Regieren. Aber auch die Wahl der Beamten erzeugt in diesem Kontext neue Probleme. Durch die kurzen Amtsperioden, den Wahlmechanismus und einer unattraktiven Besoldung höherer und hoher Positionen in Regierung und Verwaltung wird die Rekrutierung qualifizierter Kandidaten erschwert.³³ Die Auslese für die Wähler wird somit meist nicht durch die Bedingungen der Bewerbung, sondern durch die Zahl und die Befähigung der Anwärter beschränkt. Große Begabungen und große Leidenschaften halten sich dadurch im Allgemeinen von der öffentlichen Gewalt fern. Die Leitung der Staatsgeschicke wird, laut Tocqueville, in der Folge nur von Personen übernommen, die sich unfähig fühlen, die *„eigenen Geschäfte zu besorgen“* und führt somit zu einer großen Zahl gewöhnlicher Männer in öffentlichen Ämtern.³⁴ Zudem verschaffen eine kurze Amtszeit und die Möglichkeit der Abwahl den Amtsinhabern auch einen breiten Spielraum für eigenmächtiges Handeln, was zusammen mit dem häufigen Personalwechsel eine

³⁰ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 229f.

³¹ Vgl. ebd., S. 230.

³² Vgl. Hidalgo, Oliver, Unbehagliche Moderne. Tocqueville und die Frage der Religion in der Politik, Frankfurt am Main 2006, S. 62.

³³ Vgl. Schmidt, Manfred G., Demokratietheorien. Eine Einführung, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 119.

³⁴ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 234f.

Unbeständigkeit in der Verwaltung erzeugt und die Qualität des Regierens im Gesamten schmälert.³⁵

3.2 Hohe öffentliche Ausgaben

Hinsichtlich der Staatsfinanzen der Demokratie gelangt Alexis de Tocqueville zu einem kritischen Urteil und stellt fest, dass die Demokratie zur Ausweitung der öffentlichen Ausgaben neigt.³⁶ Zur Untersuchung dieses Gegenstandes betrachtet der junge Jurist als erstes die Gesellschaft.

Tocqueville hält fest, dass alle Gesellschaften in ihrer Entstehung, ebenso wie die organisierten Körper, gewissen und festen Regeln folgen. So sei es in der Folge problemlos möglich, jedes Volk, in der Vorstellung, in drei Klassen einzuteilen – die obere Klasse, bestehend aus den Reichen Staatsbürgern; die mittlere Gesellschaftsschicht, die im Wohlstand lebt und nichts entbehren muss; die untere Klasse, bestehend aus den Bürgern, die nur wenig oder nichts besitzen und insbesondere von der Arbeit leben.³⁷ Selbstverständlich verwendet nun jede dieser Klassen die Staatsgelder im Sinne bestimmter Neigungen. Da es eine gesicherte Erkenntnis ist, dass sich bis zur Zeit Tocquevilles in allen Nationen der Welt die größere Zahl der Bevölkerung aus den Besitzlosen zusammensetzte oder aus solchen, die nur einen geringen Besitz ihr eigen nennen konnten, gibt er an, dass also in einer Demokratie das allgemeine Stimmrecht automatisch auf die unteren Klassen der Bevölkerung übertragen würde. Hierin sieht Tocqueville eine Gefahr, für die Erhöhung der öffentlichen Ausgaben. Sollte denn nun allein die unterste Klasse in der Lage sein, die Gesetze maßgeblich zu beeinflussen (aufgrund des Wahlrechts), so ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, die öffentlichen Lasten zu vermehren, da in diesem Sinne jedes Geld, dass man zum Besten der Gesellschaft ausgibt, nur zu nützen scheint, ohne je schaden zu können. Zudem würden die Steuern natürlich so angesetzt, dass sie die Reichen alleine treffen würden und nur den

³⁵ Vgl. Schmidt, Manfred G., *Demokratietheorien. Eine Einführung*, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 119.

³⁶ Vgl. ebd., S. 119f.

³⁷ Vgl. Tocqueville, Alexis de, *Über die Demokratie in Amerika*, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 240.

Armen nützen.³⁸ Für Amerika im speziellen gibt der französische Autor jedoch an, dass dessen große Bürgermehrheit zu den Besitzenden gehört und sich somit in einer günstigeren Lage befindet, als Frankreich seinerzeit. Die Verschwendung in der Demokratie wäre somit umso weniger zu fürchten, wenn das Volk zu mehr Besitz gelangt.³⁹

Eine weitere Verantwortlichkeit für hohe öffentliche Ausgaben sieht Tocqueville im Bestreben der Politiker, das Wohlwollen des Souveräns durch Geld und andere Zuwendungen zu gewinnen, was durch die für egalitäre Regime eigentümliche Art der Unzufriedenheit und dem „*Geist der Verbesserns*“ sowie einem höheren Anspruchsniveau bestärkt wird.⁴⁰ In der Demokratie trachtet der Souverän somit überall nach dem Besseren, weil er unzufrieden ist. Dies erstreckt sich auf unzählige verschiedene Dinge und Einzelheiten, die fast immer nur durch Bezahlung zu erreichen sind. Die ständige Unruhe der Gesellschaft, die mit einem dauerhaften Fieber nach Neuerungen verbunden ist, kann aber meist nur auf kostspielige Art und Weise befriedigt werden.⁴¹ Durch Geld und Zuwendungen wird somit das Wohlwollen des Volkes erkauft und die Zustimmung verschiedenster gesellschaftlicher Gruppen eingeworben, was in der Folge aber dazu führen kann, dass die Staatsausgaben auf ein nicht verträgliches Maß anwachsen.⁴² Durch die Menge der Bedürfnisse ist das Wohlwollen somit nur durch Mehrung des Wohlergehens zu erwerben. Die öffentlichen Lasten scheinen dadurch mit der Kultur zu erwachsen und Steuern schließlich mit der Ausbreitung der Bildung zu steigen.⁴³

Ferner wachsen die öffentlichen Ausgaben aber auch aufgrund der Ineffizienz, die insbesondere durch die häufige Auswechslung des Regierungs- und Verwaltungsapparates in der Demokratie hervorgerufen wird.⁴⁴ In der Folge werden Unternehmungen schlecht geleitet oder bleiben unvollendet, was die

³⁸ Vgl. ebd., S. 240f.

³⁹ Vgl. ebd., S. 242.

⁴⁰ Vgl. Schmidt, Manfred G., *Demokratietheorien. Eine Einführung*, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 120.

⁴¹ Vgl. Tocqueville, Alexis de, *Über die Demokratie in Amerika*, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 242.

⁴² Vgl. Frevel, Bernhard, *Demokratie. Entwicklung – Gestaltung – Problematisierung*, 2., überarb. Aufl., Wiesbaden 2009, S. 56.

⁴³ Vgl. Tocqueville, Alexis de, *Über die Demokratie in Amerika*, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 243.

⁴⁴ Vgl. Schmidt, Manfred G., *Demokratietheorien. Eine Einführung*, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 120.

„unfruchtbaren Ausgaben“ fördert, die nicht im Verhältnis zum Ziel stehen. Die Kunst der Sparsamkeit ist der Demokratie somit fremd und lässt demokratische Regierungen als kostspielige Arrangements erscheinen.⁴⁵

3.3 Bestechlichkeit der Regierungen

Die Korruptionsanfälligkeit bietet bei Regierungen häufig einen wichtigen Aspekt zur Beurteilung der Qualität des Regierens. Demokratische Regime sind keinesfalls gegen Käuflichkeit und Laster gefeit. Laut Tocqueville sind diese in Demokratien sogar besonders weit verbreitet. Die Gründe sieht er vor allem in der Herkunft der Staatsmänner.⁴⁶

Wie bereits erläutert attestiert Tocqueville den Staatsmännern ein hohes Maß an Gewöhnlichkeit. Sie stammen aus der Mitte des Volkes und zählen eher zu den Besitzlosen. Der Autor aus Frankreich geht sogar soweit, diese als arm zu bezeichnen.⁴⁷ In der Folge sind diese, aufgrund der natürlichen Instinkte, darum bemüht sich weiter zu entwickeln und es zu etwas zu bringen. Diese Personen, die in der Demokratie nach der Macht streben, sind also fast nie reich an Besitz, jedoch reich an der Zahl der Personen, die bei ihrem Aufstieg mitwirken. Die Regierenden entwickeln dadurch aber eben auch eine höhere Empfänglichkeit für Bestechungen sowie einen höheren Sinn für Geld.⁴⁸ In der Aristokratie ist die Zahl derer, die den entsprechenden Personen zur Macht verhelfen auf bestimmte Kreise und eine geringe Anzahl von Personen beschränkt. Eine Bestechung dieser fördernden Personengruppen kann sich also durchaus als erfolgreich erweisen. In der Demokratie hingegen macht aber eben eine Bestechung der Wähler schon aufgrund der Anzahl der Personen keinen Sinn. Käufliche Menschen existieren ebenso in Demokratien. Da sich aber keine Käufer für die Masse der Wähler finden werden, neigt die Demokratie somit eher zur Bestechlichkeit der Gewählten, die, wie bereits erläutert, aufgrund ihrer Herkunft nicht unempfindlich erscheinen.⁴⁹

⁴⁵ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 243.

⁴⁶ Vgl. Schmidt, Manfred G., Demokratietheorien. Eine Einführung, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 119.

⁴⁷ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 253.

⁴⁸ Vgl. ebd.

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 253f.

In der möglichen Bestechlichkeit der Personen, die an die Macht gelangen, sieht Tocqueville zudem „etwas Grobes und Gewöhnliches“, was auf das öffentliche Gewissen mittelbar einwirkt und die Masse ansteckt. Ein rascher Aufstieg erzeugt bei den Bürgern Staunen und Neid. In der Folge suchen sie nach Lasten und versuchen diese häufig in der Sittenlosigkeit der Bestechung zu finden, die eine entsprechende Person zur Macht geführt hat.⁵⁰ Laut Tocqueville vollzieht sich somit eine Mischung zwischen den Vorstellungen von Niedrigkeit und Macht, von Würdelosigkeit und Erfolg sowie von Nützlichkeit und Ehrlosigkeit, welche die strukturelle Korruptionsanfälligkeit demokratischer Regime weiter zu betonen vermag.⁵¹

4. Beeinträchtigungen in der Gesetzgebung

Neben den bisher erläuterten strukturellen Schwächen, erkennt Alexis de Tocqueville aber auch Beeinträchtigungen in der Gesetzgebung. Die Gesetzgebung stellt stets das wichtigste, dem Rechtsstaat angemessene Mittel politischer Steuerung dar. Sie führt zu allgemeinverbindlicher Entscheidung über öffentliche Probleme, wobei die Gesetze insofern immer Ausdruck politischer Überzeugungen sind, die freilich nicht willkürlich sein dürfen.⁵²

Tocqueville erkennt in der amerikanischen Gesetzgebung negative Elemente, die allgemein Beeinträchtigungen in der Gesetzgebung der Demokratie aufzeigen. So rühmt er zwar in seinem Werk *De la Démocratie en Amérique* den Gehorsam der Amerikaner gegenüber den Gesetzen und fügt an, dass das Gesetz in Amerika durch das Volk und für das Volk gemacht wird. Folglich wäre aber ein Gesetz vor allem für diejenigen vorteilhaft, die an anderer Stelle allen Grund hätten, es zu missachten. Der Autor nimmt deshalb an, dass ein Gesetz, dessen Nutzen die Mehrheit nicht einsieht, auch nicht eingeführt oder nicht befolgt würde.⁵³ Empirisch belegt er dies mit dem Beispiel des

⁵⁰ Vgl. ebd., S.254f.

⁵¹ Vgl. Frevel, Bernhard, Demokratie. Entwicklung – Gestaltung – Problematisierung, 2., überarb. Aufl., Wiesbaden 2009, S. 56.

⁵² Vgl. Oberreuter, Heinrich, Gesetzgebung/ Gesetzgebungsverfahren, in: Nohlen, Dieter (Hrsg.), Wörterbuch: Staat und Politik (= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), 3., überarb. und akt. Aufl., Bonn 1998, S. 206.

⁵³ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 258.

betrügerischen Bankrotts. So existiert zur Zeit Tocquevilles in den Vereinigten Staaten kein Gesetz, das den betrügerischen Bankrott ahndet. Denn die Furcht als Bankrottmacher verfolgt zu werden sei stärker, als die Angst sich durch Bankrotte zugrunde zu richten. Im öffentlichen Bewusstsein erkennt er deshalb eine Art schuldhafter Duldung gegenüber einem Vergehen, das jeder für sich verurteilt.⁵⁴ Ein regulierendes Gesetz fände somit keinen entsprechenden Anklang.

Auch die Qualität der Gesetze an sich sieht Tocqueville als kritisch zu bewerten. Die Ursache findet er hierfür vor allem in der temporalen Struktur der Demokratie. So ist der eigentümliche Zeittakt, den demokratische Institutionen durch häufige Wahlen und kurze Amtsperioden unterworfen ist, dafür verantwortlich, dass die Qualität der Gesetze gemindert wird.⁵⁵ Im Ergebnis erscheinen die Gesetze der Demokratie häufig als mangelhaft oder unvollständig und überstürzt. Die Aristokratie bewertet Tocqueville hingegen als geschickter in der Gesetzgebung. So ist diese selbstbeherrschend und keinen flüchtigen Regungen unterworfen. Ihre Pläne sind dabei auf lange Sicht und Ausreifung gerichtet. In der Gesetzgebung der Aristokratie geht man somit erfahren vor und nutzt die Kunst, die gesamte Kraft der Gesetze zur gleichen Zeit auf einen gleichen Punkt hin zu richten. Die Demokratie aber, fördert eine Politik der Leidenschaft und der kurzfristigen Bedürfnisse, was dazu führt, dass der augenblickliche Nutzen der Gesetze im Vordergrund steht. Die Demokratie erscheint dadurch unvollkommener und ihre Gesetze im Ergebnis eben mangelhafter und überstürzt.⁵⁶

Die Kultur und die Bildung spielen für Tocqueville ebenso einen wichtigen Aspekt in der Gesetzgebung. Nach seinem Verständnis kann die Demokratie nur durch Erfahrung zur Wahrheit gelangen. Viele Völker könnten aber eben die Wirkungen ihrer Irrtümer nicht abwarten, ohne unterzugehen. Um aus der Erfahrung zu lernen muss das Volk also schon eine gewisse Stufe der Kultur und Bildung erreicht haben. Völker, deren Wesensart ein Gemisch von Leidenschaften, Unwissenheit und falschen Begriffen darstellt, erliegen so den Übeln, die sie nicht kennen und sind nicht in der Lage, die Ursache ihrer Not

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 259.

⁵⁵ Vgl. Schmidt, Manfred G., *Demokratietheorien. Eine Einführung*, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 120.

⁵⁶ Vgl. Tocqueville, Alexis de, *Über die Demokratie in Amerika*, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 6, München 1984, S. 266f.

zu erfassen.⁵⁷ Eine entsprechende Gesetzgebung wäre dadurch weitestgehend beeinträchtigt. Neben der nötigen Bildung fehlt den Menschen aber meist auch die nötige Zeit, um alle vorgegebenen Meinungen und Normen zu überprüfen. Wie bereits bei der Auswahl der Eliten erläutert ist es auch bei der Gesetzgebung für den Wähler zeitlich praktisch unmöglich, jedes Gesetzesvorhaben genau zu studieren, bevor es durch die Mehrheit angenommen wird. Der Mensch muss somit schon aus reinen Zeitgründen bestimmte Meinungen oder Normen auf gut Glauben hinnehmen.⁵⁸ Im Kontext der Gesetzgebung betont Tocqueville zudem auch erneut die Notwendigkeit der Sitten. So glaubt er, dass die besten Gesetze einer Verfassung nicht ohne Hilfe der Sitten aufrechterhalten werden können. Allein die freiheitlichen Sitten garantieren somit eine gerechte Gesetzgebung und einen fortdauernden Zustand der Freiheit.⁵⁹

Trotz dieser vordergründigen Schwächen, die der junge Jurist aus Frankreich in der Gesetzgebung der Demokratie erkennt, kommt er aber auch zu einer positiven Beurteilung. So gibt er zu bedenken, dass die Mängel zwar auf den ersten Blick deutlich werden, sich die Vorzüge aber mit der Zeit zeigen. Die Leidenschaft der Gesetzgebung beurteilt er deshalb zwar als Kalkül der Stillung kurzfristiger Bedürfnisse, sieht auf lange Sicht aber auch die Ansammlung von Erfahrung. Den Vorzug sieht er deshalb in der Gabe des Volkes Fehler zu begehen, die sie wieder gut machen können.⁶⁰ Weiterhin fügt er an, dass ein allgemeiner Vorzug der Demokratie darin besteht, dem Wohlergehen der großen Zahl zu dienen und nicht das Gedeihen aller zu begünstigen. Das Interesse der Staatsmänner und Beamten verschmilzt und deckt sich also mit dem der Mehrheit. Trotz der Unregelmäßigkeiten und Fehler in der Gesetzgebung, werden sie deshalb nie planmäßig eine der Mehrheit feindliche Richtung verfolgen. Im Gegenzug zur Aristokratie haben die Beamten zudem kein Klasseninteresse durchzusetzen. Der allgemeine und stetige Gang der Regierung erscheint in der Folge als „*wohltuend*“. Ferner sind

⁵⁷ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 259f.

⁵⁸ Vgl. Campagna, Norbert, Die Moralisierung der Demokratie. Alexis de Tocqueville und die Bedingungen der Möglichkeit einer liberalen Demokratie, Cuxhaven 2001, S. 127.

⁵⁹ Vgl. Dittgen, Herbert, Politik zwischen Freiheit und Despotismus. Alexis de Tocqueville und Karl Marx, München 1986, S. 138.

⁶⁰ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 6, München 1984, S. 268.

die Regierenden der dauerhaften Kontrolle der Bevölkerung durch die mögliche Form der Abwahl ausgesetzt. Daraus ergibt sich in der Gesetzgebung der Demokratie ein verborgenes Streben nach Wohlergehen, das niemals dauerhaft den Interessen der Mehrheit der Bevölkerung zuwiderlaufen kann.⁶¹

5. Eine außenpolitische Schwäche

Die Außenpolitik eines Landes stellt stets ein wichtiges Instrument dar, mit dem die im Nationalstaat organisierte Gesellschaft ihre Interessen gegenüber anderen Staaten durchsetzt.⁶² Tocqueville stellt fest, dass die ständige Führung der auswärtigen Angelegenheiten in Amerika in die Hände des Präsidenten und des Senats gelegt ist und dadurch dem unmittelbaren und täglichen Einfluss des Volkes entzogen wurde. Die Demokratie in Amerika lenkt somit nicht unbedingt die auswärtigen Angelegenheiten des Staates.⁶³

Nach der Einschätzung des Franzosen, waren es vor allem zwei Staatsmänner, die der Politik der Amerikaner eine Richtlinie gaben. Zum einen war dies Washington. Seine politische Linie folgte der Idee, dass eine Nation, die sich den gewohnheitsmäßigen Gefühlen von Liebe und Hass gegenüber einer anderen Nation überlässt, in gewisser Beziehung zum Sklaven dieser Leidenschaften wird. Aus dieser Perspektive heraus sollten deshalb politische Bindungen mit anderen Nationen vermieden werden.⁶⁴ Der zweite Staatsmann, der die Politik der Amerikaner nachhaltig beeinflusste, war Jefferson. Er erweiterte die Idee Washingtons und führte den Grundsatz ein, dass die Amerikaner niemals von fremden Nationen Vorrechte fordern sollten, um nicht selbst bestimmte Vorrechte gewähren zu müssen. Die beiden Grundsätze von Washington und Jefferson fanden Anklang in der Bevölkerung und vereinfachten die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten außerordentlich.⁶⁵

⁶¹ Vgl. ebd., S. 268-270.

⁶² Vgl. Seidelmann, Reimund, Außenpolitik, in: Nohlen, Dieter (Hrsg.), Wörterbuch: Staat und Politik (= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), 3., überarb. und akt. Aufl., Bonn 1998, S. 33.

⁶³ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 261.

⁶⁴ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Die Aussenpolitik der Demokratie, in: Wagner, Ferdinand/ Westphalen, F. A. (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Demokratie in Amerika. Grundlagen und Kritik (= Klassiker der Staatskunst, Bd. 5), 2. Aufl., Wien 1955, S. 45f.

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 46.

In der Folge erscheint die Auslandspolitik der Vereinigten Staaten als im höchsten Grade abwartend. Sie ist frei von früheren Verpflichtungen und nicht wie die Völker Europas gezwungen, ein Erbe aus Ruhm und Elend – aus Freundschaft und Hass der Nationen anzutreten.⁶⁶ Da das junge Amerika seinerzeit zudem noch ohne mächtige Nachbarstaaten existierte und eine neutrale Haltung gegenüber europäischer Angelegenheiten vertrat, mussten keine bedeutenden auswärtigen Interessen vertreten werden. Die Lage sowie den Willen, außerhalb der Leidenschaften der Alten Welt zu existieren, brachten Tocqueville folglich zu der Einschätzung, dass die junge Demokratie ihre Interessen weder zu schützen noch zu teilen brauchte.⁶⁷

In der Führung der auswärtigen Angelegenheiten erscheinen Alexis de Tocqueville die demokratischen Regierungen den anderen als entschieden unterlegen. Als besonders gering beurteilt er dabei die Fähigkeit der Demokratie zur Problemlösung in der Außenpolitik. Eine Demokratie begünstigt die Zunahme der staatlichen Mittel im Inneren; sie stärkt die Achtung vor dem Gesetz; sie verbreitet Wohlstand und entwickelt staatsbürgerliche Gesinnung. Im Bezug auf die Stellung eines Volkes einem anderen gegenüber, haben diese Dinge jedoch nur mittelbaren Einfluss.⁶⁸ Die auswärtige Politik erfordert deshalb nahezu keine der Eigenschaften, die der Demokratie eigen sind, sie verlangt aber hingegen die Entfaltung von fast lauter solchen, „die ihr abgehen“. Laut Tocqueville ist eine demokratische Regierungsform so zum Beispiel nicht imstande, Maßnahmen im geheimen auszuarbeiten und deren Ergebnis geduldig abzuwarten. Über solche Vorzüge verfüge vielmehr ein einzelner Mann oder eine Aristokratie.⁶⁹ Der französische Autor merkt weiterhin an, dass fast alle Völker, die bis dato eine starke Wirkung in der Welt ausübten, durch eine Aristokratie geführt wurden. Folglich hat für ihn nichts so gefestigte Ansichten, wie eine Aristokratie. Denn die Masse des Volkes kann durch Unwissenheit oder durch ihre Leidenschaften verführt werden. Das Denken eines Königs kann überrascht werden, zudem ist

⁶⁶ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 263.

⁶⁷ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Die Aussenpolitik der Demokratie, in: Wagner, Ferdinand/ Westphalen, F. A. (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Demokratie in Amerika. Grundlagen und Kritik (= Klassiker der Staatskunst, Bd. 5), 2. Aufl., Wien 1955, S. 46.

⁶⁸ Vgl. Schmidt, Manfred G., Demokratietheorien. Eine Einführung, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 121.

⁶⁹ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 263f.

er nicht unsterblich. Die Mitglieder der Aristokratie aber hingegen unterliegen nicht leichtsinnig dem Rausch unbedachter Leidenschaften. Tocqueville sieht den aristokratischen Körper in diesem Zusammenhang als standhaft und aufgeklärt, der nicht sterben kann und deshalb am besten geeignet ist, um auswärtige Angelegenheiten zu führen.⁷⁰

Auch die Einschätzung der Krisentauglichkeit hält Tocqueville für kritikwürdig. So mussten die Vereinigten Staaten seit dem Unabhängigkeitskrieg keinen schweren Krieg führen und kennen keine Wehrpflicht oder eine Form der Matrosenwerbung, wie es sich beispielsweise England zu Eigen machte. Ohne diese Formen der Rekrutierung erscheint es dem Juristen aus Frankreich jedoch unmöglich einen großen Kontinentalkrieg zu führen und den eigenen Rang zur See zu behaupten.⁷¹ Für Tocqueville erscheint die Demokratie deshalb eher geeignet, eine friedliche Gesellschaft zu lenken, als während einer langen Zeitdauer Kriege zu führen und somit „den Gewitterstürmen des politischen Völkerlebens zu trotzen“. Die Gründe sieht er dabei vor allem im gefühlsmäßigen Handeln und im fehlenden, vernunftgeleiteten Urteilsvermögen des Volkes. Es erfasst folglich nicht die größeren Übel, die ihm im Falle einer Niederlage drohen könnten und sieht nur unklar, was es von der Zukunft zu erhoffen oder zu befürchten hat. Tocqueville bewertet die Stellung des demokratischen Staatswesens in Krisenzeiten deshalb als verhältnismäßig schwach und als großes Hemmnis der Demokratie.⁷²

Vor dem Hintergrund der amerikanischen Erfahrungen nach 1830, sind die Wertungen Tocquevilles über eine außenpolitische Schwäche jedoch eher kritisch zu betrachten. So stellte die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zeit der Expansion dar, die durch einen immensen Zugewinn an Territorium geprägt war. Durchschnittlich wuchs die Union, nach dem Frieden von 1815 bis zum Beginn des Bürgerkrieges 1861, somit alle drei Jahre um einen neuen Einzelstaat.⁷³ Das nationale Selbstbewusstsein dieser Zeit fand besonders in der Außenpolitik ihren Niederschlag. In diesem Zusammenhang ist vor allem die

⁷⁰ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Die Aussenpolitik der Demokratie, in: Wagner, Ferdinand/ Westphalen, F. A. (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Demokratie in Amerika. Grundlagen und Kritik (= Klassiker der Staatskunst, Bd. 5), 2. Aufl., Wien 1955, S. 48f.

⁷¹ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 5, München 1984, S. 256f.

⁷² Vgl. ebd., S. 257f.

⁷³ Vgl. Nagler, Jörg, Von den Kolonien zur geeinten Nation – Zeit der Expansion, in: IzpB, Bd. 268/2004, (<<http://www.bpb.de/publikationen/3JOCFU.html>> am 15.04.2011).

Monroe-Doktrin (1823) zu erwähnen, die sich gegen jede weitere Kolonisierung europäischer Mächte in der westlichen Hemisphäre aussprach und diese fortan als Gefährdung der Sicherheit der Vereinigten Staaten interpretierte. Aber auch das "*Manifest Destiny*" der 1840er Jahre prägte maßgeblich die auswärtige Politik und betonte die Bestimmung der Vereinigten Staaten, mit einer vorbildhaften Demokratie den ganzen nordamerikanischen Kontinent, vom Atlantik bis zum Pazifik, missionarisch in Besitz zu nehmen.⁷⁴ Im Gegensatz zu Tocquevilles Bewertung hat sich die Demokratie somit, dank des starken territorialen Zuwachses, als außenpolitisch stark erwiesen. Die gefestigten Ansichten der Monroe-Doktrin und des „Manifest Destiny“ ermöglichten dabei erst die territoriale Expansion und zeigten, dass sich die Auslandspolitik keinesfalls nur als abwartend darstellte. Eine außenpolitische Unterlegenheit der Demokratie gegenüber einer Aristokratie oder einer Monarchie, wie dies Tocqueville attestierte, scheint deshalb nicht zu bestehen.

6. Die Tyrannei der Mehrheit

Die bisher aufgeführten Schwächen der Demokratie verblassen aber vor dem fundamentalen Zielkonflikt, den Tocqueville zwischen Gleichheit und Freiheit im Allgemeinen und zwischen Mehrheitsdemokratie und Freiheit im Besonderen sieht. Der Vormarsch der Gleichheit gefährde schließlich die Freiheit, und die Demokratie birgt in sich die Gefahr des Umkippens zum Despotismus. Für Tocqueville existieren deshalb zwei Formen der Demokratie: eine freie und eine tyrannische. Folglich hat das Volk aber grundsätzlich die Wahl zwischen demokratischer Freiheit und demokratischer Tyrannei.⁷⁵

Es gehört zum Wesen der demokratischen Regierungen, dass die Macht der Mehrheit unbedingt gilt. Die sittliche Herrschaft der Mehrheit gründet sich dabei auf die Gedanken, dass in vielen Menschen mehr Einsicht und Weisheit existiert als in einem alleine, und in der Vielzahl der Gesetzgeber ebenso mehr als in einer Auslese. Ferner stützt sich die sittliche Herrschaft der Mehrheit auf

⁷⁴ Vgl. ebd.

⁷⁵ Vgl. Schmidt, Manfred G., *Demokratietheorien. Eine Einführung*, 5. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 121.

den Grundsatz, dass die Interessen der großen Zahl denen der kleinen Zahl vorgehen.⁷⁶ Tocqueville stellt deshalb fest, dass die Mehrheit in den Vereinigten Staaten eine gewaltige tatsächliche Macht besitzt und eine fast ebenso große Macht als öffentliche Meinung vertritt. Die Folgen dieser Verhältnisse sieht er aber als unheilvoll und gefährlich für die Zukunft.⁷⁷ In diesem Zusammenhang hält der Franzose den Grundsatz, dass die Mehrheit des Volkes in Bezug auf die Regierung das Recht hat, alles zu tun, „für ruchlos und verabscheuungswürdig“.⁷⁸ Allmacht schätzt er somit generell als eine schlechte und gefährliche Sache ein, da ihre Ausübung über die Kraft des Menschen hinauszugehen und damit unkontrollierbar scheint. Die demokratische Regierung erscheint ihm in der Folge keineswegs zu schwach. Er hält sie vielmehr für unbeschreiblich stark und kritisiert daher die geringe Gewähr, die man in den USA gegen die Tyrannei findet. So macht man in den USA zwar keinen häufigen Gebrauch von der Tyrannei, aber man findet dort eben auch keine eindeutige Gewähr gegen sie.⁷⁹ Ein Individuum erscheint deshalb im Falle einer Ungerechtigkeit, die durch die Mehrheit begangen wurde, als machtlos, da keine Instanz existiert, die nicht auf irgendeine Weise von der Mehrheit kontrolliert wird. Denn die Mehrheit bildet den Grundstein einer jeden Institution in einer Demokratie.⁸⁰ Völlig auf die Evidenz des Gemeinwohls zu vertrauen und auf rechtliche Garantien gegen Übergriffe des Gemeinwillens zu verzichten, genügt Alexis de Tocqueville somit nicht. Die Gründe für die Milde der amerikanischen Regierung und der damit verbundenen geringen Anwendung der Tyrannei, sieht Tocqueville wieder vielmehr in den Verhältnissen und Sitten, als in den Gesetzen. So bildet vor allem der Rechtsgeist ein Gegengewicht zur Allgewalt des Volkes. Hinzu kommt außerdem die sittliche Macht der Religion, die ebenfalls die Neigung der Mehrheit zur Unterdrückung bremst.⁸¹

⁷⁶ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 7, München 1984, S. 284-286.

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 286.

⁷⁸ Vgl. ebd., S. 289.

⁷⁹ Vgl. Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver, Alexis de Tocqueville, Frankfurt a. M. 2005, S. 53f.

⁸⁰ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 7, München 1984, S. 291f.

⁸¹ Vgl. Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver, Alexis de Tocqueville, Frankfurt a. M. 2005, S. 54.

Die Allmacht der Mehrheit begünstigt zudem aber auch den rechtmäßigen Despotismus des Gesetzgebers und fördert dadurch das freie Ermessen des Beamten. Durch die Übertragung der Gesetzespläne auf die Beamten, erlangen diese im Allgemeinen viel mehr Freiheiten und sind dabei noch durch die Meinung der großen Zahl geschützt sowie durch ihre Mitwirkung gestärkt.⁸² Der Verwaltungsdespotismus herrscht dabei aber auf eine besonders milde Weise, denn er tyrannisiert nicht direkt, sondern er hemmt, drückt nieder, zermürbt, löscht aus oder stumpft ab. Auf diese Weise kann er die Handlungsfähigkeit des Bürgers einschränken und sich den Raum für weitere und weitergehende bürokratische Aktivitäten schaffen. Dabei wächst die Gefahr, dass sich die zentrale Herrschaftsgewalt immer weiter ausdehnt und Eigeninitiativen der Bürger im Keim erstickt.⁸³ Die Rolle des Denkens wird in einer Demokratie somit auch maßgeblich durch die Macht der Mehrheit bestimmt. Tocqueville stellt fest, dass die Majorität deshalb nicht nur eine materielle, sondern auch eine sittliche Macht besitzt. In Amerika umspannt sie so das Denken mit einem Ring, innerhalb dessen Begrenzung man ein frei denkendes Mitglied der Mehrheit darstellt, aber alleine verbleibt, wenn man diesen Ring durchbricht.⁸⁴ In der Demokratie übergeht die Tyrannei also den Körper und zielt direkt auf die Seele. Die Gewalt wurde so durch die demokratischen Regierungen ins Geistige gewandelt „gleich dem Willen, den sie zwingen wollen“. Für Tocqueville existiert deshalb kein Land, in dem im Allgemeinen weniger geistige Unabhängigkeit und weniger wahre Freiheit herrscht, als in Amerika.⁸⁵ Als eine direkte Folge dieser umfassenden und ständig wachsenden Wirksamkeit des Mehrheitsdespotismus sieht Tocqueville auch die geringe Zahl der bedeutenden Männer.⁸⁶ Denn in demokratischen Staatswesen, wo man den Souverän von allen Seiten erreichen kann, begegnet man dementsprechend mehr Leuten, die seine Schwächen berechnend auszunutzen und auf Kosten seiner Leidenschaften zu leben versuchen. Für

⁸² Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 7, München 1984, S. 293.

⁸³ Vgl. Breier, Karl-Heinz, Liberale und despotische Demokratie, in: Herb, Karlfriedrich/Hidalgo, Oliver (Hrsg.), Alter Staat – Neue Politik. Tocquevilles Entdeckung der modernen Demokratie, Baden-Baden 2004, S. 74.

⁸⁴ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 7, München 1984, S. 293f.

⁸⁵ Vgl. ebd., S. 294f.

⁸⁶ Neben den, bereits im zweiten Kapitel erläuterten, Aspekten einer uneffektiven Führungsauslese.

Tocqueville bedeutet dies, dass die demokratischen Staatswesen das höfische Denken in der großen Menge verbreiten und es in alle Schichten gleichzeitig eindringen lassen. Dies bildet für ihn einen der Hauptvorwürfe, den er dem demokratischen Staatswesen macht.⁸⁷

In der Allmacht der Mehrheit sieht der Jurist aus Frankreich also eine ernsthafte Gefahr, welche die Freiheit in Amerika jemals zum Untergang bringen könnte. Denn nur die Tyrannei der Mehrheit kann die Verzweiflung der Minderheit ernsthaft schüren und diese zu Gewalttätigkeiten und Anarchie drängen – eine Anarchie, die als Folge des Despotismus eintreten würde.⁸⁸ Seine Gedanken folgen dabei ziemlich deutlich den Grundsätzen von Madison und Jefferson, die bereits betonten, dass es von größter Bedeutung sei, einen Teil der Bevölkerung gegen die Ungerechtigkeit des anderen Teiles zu schützen und die Tyrannei des Gesetzgebers die bedrohlichste Gefahr der Demokratie darstellt.⁸⁹

7. Fazit

Die amerikanische Zivilisationsgeschichte steht für eine naturwüchsige Entfaltung der modernen Gesellschaft. Anders als in Frankreich musste hier keine Revolution die alten Hierarchien zerschlagen. Tocqueville schöpfte daraus die Hoffnung, in der Neuen Welt das Wesen der Demokratie in Reinkultur zu erleben. Während das postrevolutionäre Frankreich noch um seine soziale und politische Verfassung ringt, verkündet der Aristokrat aus Frankreich den finalen Sieg der Demokratie. Ein ungetrübtes Vertrauen in die Zukunft hatte Tocqueville dabei aber nie gehegt.⁹⁰ Seine der Demokratie attestierten Schwächen belegen dies in aller Deutlichkeit.

So sieht er die Qualität des Regierens vor allem durch das Problem einer uneffektiven Führungsauslese beeinträchtigt. Die Gründe erkennt er hierbei

⁸⁷ Vgl. Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 7, München 1984, S. 297.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 300.

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 300f.

⁹⁰ Vgl. Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver, Tocquevilles Staatsverständnis, in: Dies. (Hrsg.), Alter Staat – Neue Politik. Tocquevilles Entdeckung der modernen Demokratie, Baden-Baden 2004, S. 14.

besonders in der mangelnden Bildung des Volkes und in den ständig wiederkehrenden Wahlen, die eine Art fieberhafte Unruhe erzeugen. Tocqueville kritisiert außerdem den Hang der Demokratie zu hohen öffentlichen Ausgaben. Die Verschwendung wäre aber umso weniger zu fürchten, wenn das Volk zu mehr Besitz gelangt. Zudem attestiert er den demokratischen Regierungen eine strukturelle Korruptionsanfälligkeit, die ebenfalls die Qualität des Regierens schmälert. Die Ursache sieht er in der Herkunft und der damit einhergehenden Gewöhnlichkeit der Staatsmänner. Auch in der Gesetzgebung findet der französische Jurist eindeutige Defizite. So führt er eine mindere Qualität der Gesetze vor allem auf die kurzen Amtsperioden zurück. Er gibt aber auch zu bedenken, dass die Mängel in der Gesetzgebung zwar auf den ersten Blick deutlich werden, sich die Vorzüge aber mit der Zeit zeigen. Denn das demokratische Volk besitzt den Vorzug, Fehler zu begehen, die sie wieder gut machen können. Im Bereich der Außenpolitik attestiert er der Demokratie eine entschiedene Unterlegenheit gegenüber der Aristokratie oder der Monarchie, da ihre Haltung zu abwartend erscheine. Aufgrund der Entwicklung Amerikas zu Beginn des 19. Jahrhunderts kann diese Behauptung Tocquevilles jedoch widerlegt werden. Die größte Gefahr für die Freiheit und damit auch größte Schwäche der Demokratie sieht Alexis de Tocqueville aber in einer neuen Form des Despotismus – in der Tyrannei der Mehrheit. Für ihn birgt eine Allmacht stets eine mögliche Tyrannei der Mehrheit in sich. Auf diese Art und Weise sei es durchaus vorstellbar, dass sich die Minderheit aus Verzweiflung zu Gewalttätigkeit und Anarchie gedrängt fühle. Die Tyrannei der Mehrheit interpretiert er deshalb als bedrohlichste Gefahr der Demokratie.

Neben all diesen Schwächen und Gefahren, die eine Demokratie in sich trägt, gibt der französische Autor aber auch stets zu bedenken, dass die Demokratie eine Reihe von Vorzügen aufweist und trotz allem einen Garant für Gleichheit und Freiheit darstellt. So weist er an mehreren Stellen darauf hin, dass die demokratischen Menschen in erster Linie darum besorgt sind, in Ruhe und Sicherheit nach Wohlstand zu streben, beziehungsweise den schon erworbenen Reichtum in Ruhe und Sicherheit zu genießen.⁹¹ Einen besonderen Stellenwert lässt er dabei stets den Sitten zukommen. So können die Gefahren und

⁹¹ Vgl. Campagna, Norbert, Die Moralisierung der Demokratie. Alexis de Tocqueville und die Bedingungen der Möglichkeit einer liberalen Demokratie, Cuxhaven 2001, S. 149.

Schwächen der Demokratie mit Hilfe geeigneter Staatsstrukturen, Gesetzen, Vereinigungen und eben der Sitten entscheidend verringert werden.

„Mein Ziel bestand darin, am Beispiel Amerikas zu zeigen, daß die Gesetze und vor allem die Sitten einem demokratischen Volk erlauben können, frei zu bleiben.“⁹²

Literaturverzeichnis

Bluhm, Harald (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Kleine politische Schriften, Berlin 2006.

Breier, Karl-Heinz, Liberale und despotische Demokratie, in: Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver (Hrsg.), Alter Staat – Neue Politik. Tocquevilles Entdeckung der modernen Demokratie, Baden-Baden 2004.

Campagna, Norbert, Die Moralisierung der Demokratie. Alexis de Tocqueville und die Bedingungen der Möglichkeit einer liberalen Demokratie, Cuxhaven 2001.

Dittgen, Herbert, Politik zwischen Freiheit und Despotismus. Alexis de Tocqueville und Karl Marx, München 1986.

Fabian, Bernhard, Alexis de Tocquevilles Amerikabild. Genetische Untersuchungen über Zusammenhänge mit der zeitgenössischen, insbesondere der englischen Amerika-Interpretation (= Beihefte zum Jahrbuch für Amerikastudien, H. 1), Heidelberg 1957.

⁹² Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, 1. Buch, II. Teil, Kapitel 8, München 1984, S. 364.

Frevel, Bernhard, Demokratie. Entwicklung – Gestaltung – Problematisierung, 2., überarb. Aufl., Wiesbaden 2009.

Geis, Immanuel (Hrsg.), Tocqueville und das Zeitalter der Revolution, München 1972.

Geis, Immanuel, Alexis de Tocqueville – Leben und Werk, in: Ders. (Hrsg.), Tocqueville und das Zeitalter der Revolution, München 1972.

Haupt, Heinz-Gerhard/ Hinrichs, Ernst (Hrsg.), Geschichte Frankreichs, Stuttgart 2002.

Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver, Alexis de Tocqueville, Frankfurt a. M. 2005.

Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver (Hrsg.), Alter Staat – Neue Politik. Tocquevilles Entdeckung der modernen Demokratie, Baden-Baden 2004.

Herb, Karlfriedrich/ Hidalgo, Oliver, Tocquevilles Staatsverständnis, in: Dies. (Hrsg.), Alter Staat – Neue Politik. Tocquevilles Entdeckung der modernen Demokratie, Baden-Baden 2004.

Hidalgo, Oliver, Unbehagliche Moderne. Tocqueville und die Frage der Religion in der Politik, Frankfurt am Main 2006.

Mayer, Jacob Peter, Alexis de Tocqueville. Analytiker des Massenzeitalters, 3., veränd. und erw. Aufl., München 1972.

Murswieck, Axel, Regierung, in: Nohlen, Dieter (Hrsg.), Wörterbuch: Staat und Politik (= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), 3., überarb. und akt. Aufl., Bonn 1998.

Nagler, Jörg, Von den Kolonien zur geeinten Nation, in: IzpB, Bd. 268/2004, (<<http://www.bpb.de/publikationen/3JO CFU.html>> am 15.04.2011).

Nohlen, Dieter (Hrsg.), Wörterbuch: Staat und Politik (= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), 3., überarb. und akt. Aufl., Bonn 1998.

Oberreuter, Heinrich, Gesetzgebung/ Gesetzgebungsverfahren, in: Nohlen, Dieter (Hrsg.), Wörterbuch: Staat und Politik (= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), 3., überarb. und akt. Aufl., Bonn 1998.

Schmidt, Manfred G., Demokratietheorien. Eine Einführung, 5. Aufl., Wiesbaden 2010.

Seidelmann, Reimund, Außenpolitik, in: Nohlen, Dieter (Hrsg.), Wörterbuch: Staat und Politik (= Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), 3., überarb. und akt. Aufl., Bonn 1998.

Tocqueville, Alexis de, Die Aussenpolitik der Demokratie, in: Wagner, Ferdinand/ Westphalen, F. A. (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Demokratie in Amerika. Grundlagen und Kritik (= Klassiker der Staatskunst, Bd. 5), 2. Aufl., Wien 1955.

Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, München 1984.

Wagner, Ferdinand/ Westphalen, F. A. (Hrsg.), Alexis de Tocqueville. Demokratie in Amerika. Grundlagen und Kritik (= Klassiker der Staatskunst, Bd. 5), 2. Aufl., Wien 1955.